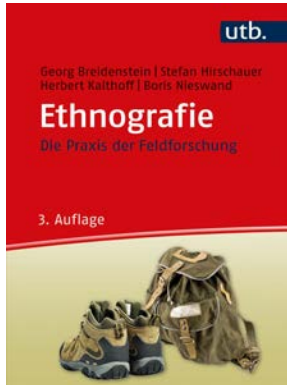


Vom Mitmachen beim „Knutschpacken“ bis „a fly on the wall“ – wie Ethnografen arbeiten



In ihrem Lehrbuch „Ethnografie“ zeigen die Autoren, wie sich Ethnografen ihrem Feld annähern, Daten gewinnen und wieder auf Distanz zum Feld gehen, wie sie an Protokollen arbeiten, Überraschungen entdecken, Daten sortieren und Themen entwickeln. Im Interview mit Heike Schmidt von UTB lassen sich die Autoren bei ihrer Arbeit über die Schultern gucken.

Prof. Dr. Georg Breidenstein ist Erziehungswissenschaftler an der Universität Halle-Wittenberg. Prof. Dr. Stefan Hirschauer und Prof. Dr. Herbert Kalthoff sind Soziologen an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Jun.-Prof. Dr. Boris Nieswand ist Ethnologe und Soziologe an der Universität Tübingen.

Was ist das wichtigste Werkzeug des Ethnografen?

GB: Vermutlich sein Gedächtnis, das sowohl Eindrücke und Erfahrungen aus der Feldforschung abrufen muss als auch nach Möglichkeit sich an sozial- und kulturwissenschaftliche Lektüren erinnern sollte. Dem Gedächtnis muss man natürlich helfen – mit Notizen, die ihm auf die Sprünge helfen.

SH: Ich würde die Sozialkompetenz hervorheben. Der entscheidende Datenträger in der Ethnografie sind eben die sozialen Beziehungen zu den Informanten, und die verlangen Kontaktfreude, soziale Geschicklichkeit und Beziehungspflege. Wer Ethnografie treiben will, muss zwischen hemmungsloser Neugier und großem Takt vermitteln können.

BN: Neulich sagte mir eine Abteilungsleiterin eines Jugendamtes, dass ein wichtiger Grund, warum sie mir als Ethnograf Zugang zu ihrer Abteilung gewährt habe, gewesen sei, dass sie den Eindruck gehabt hätte, ich würde nicht besonders stören und den Kollegen nicht auf die Nerven gehen. Das meinte sie lobend und hatte wohl damit zu tun, dass sie sich Wissenschaftler als besserwisserische Nervensägen vorgestellt hat. In diesem Sinne sage ich auch: Sozialkompetenz. Manchmal heißt das, den Eindruck freundlicher Harmlosigkeit erwecken zu können.

HK: Nicht zu vergessen die Fähigkeit des Zuhörens und Zusehens, die Ethnografen manchmal erst noch lernen müssen, wenn sie im Feld sind. Also eine Schulung des Blicks und des Gehörs. Ferner denke ich an die geradezu disziplinierende Aufforderung, das Beobachtete immer wieder zu verschriftlichen und hier einen Stil zu entwickeln, der Situationen adäquat festhält. Später, bei der Analyse des Materials, sind dann andere Fähigkeiten gefragt: ein empirisches Umgehen mit theoretischen Konzepten, Begriffen oder Theorien.

Ethnografen begeben sich bei ihren Forschungen ganz in die Welt der zu untersuchenden Bevölkerung. Was war Ihre spannendste, überraschendste oder lustigste Erfahrung bei einer solchen Teilnahme am Leben anderer?

GB: Lustig und auch herausfordernd war es beim „Mädchen fangen Jungen“ der 10-Jährigen mitzuspielen und dann zu erfahren, wie es ist „gejagt“ zu werden, aber auch wie es ist nicht gejagt zu werden – was eine überraschend frustrierende Erfahrung ist. Meine Kollegin musste oder durfte sogar bei „Knutschpacken“ mitspielen, weil in der Situation ein Mangel an Mädchen bestand.

SH: Das waren Spiegelungen meiner Beobachterposition. Ob ich im Versuch, die verdeckten Blicke von Fahrstuhlfahrern zu untersuchen, durch das Beobachten selbst zum Fokus der Aufmerksamkeit wurde, oder ob ich als Teilnehmer einer Transsexuellengruppe plötzlich in exotischer Normalität da stand. Zoobesucher sind halt auch nur Affen, die sich mit ihren Kameras frei bewegen dürfen.

BN: Mich haben jene verstörenden Momente am nachhaltigsten beeindruckt, in denen meine reflexive Distanz kollabierte und die Ereignisse mich mit meinen Widersprüchen und denen meiner Arbeit konfrontiert haben. Neulich saß ich als Beobachter eines Verfahrens der Alterseinschätzung einem offensichtlich stark traumatisierten, bis auf die Knochen abgemagerten und am ganzen Körper mit Krätze befallenen jungen Mann aus Somalia gegenüber, der einen Tag zuvor nach jahrelanger Flucht in Deutschland angekommen war und wusste nicht wohin mit meiner Scham, meiner Erschütterung und meinem belanglosen Mitleid. Man kann m.E. lange darüber diskutieren, was solche Situationen für das Verständnis von Ethnografie und die Rolle des Ethnografen bedeuten.

HK: Überrascht hat mich der mitunter klare Blick der Teilnehmer. So sprach etwa eine Lehrperson bei der Bewertung von Klassenarbeiten von ihrer „Auftrennung“ der Schulklasse, eine Arbeit, die aber nicht offensichtlich werden dürfe. Oder ein Risikoanalyst einer internationalen Bank dachte bei der Analyse von Unternehmenszahlen ganz allgemein über das Verhältnis von Zeichen und Welt nach. Diese Momente machten immer wieder deutlich, dass die Analyse des Ethnografen eine unter vielen anderen ist.

Was unterscheidet die Ethnografie von einer journalistischen Recherche?

GB: Der Ethnograf hat, anders als der Journalist, den Anspruch einer systematischen auch begrifflichen und theoretischen Arbeit an der Beschreibung von sozialen Welten. Die ethnografische Beschreibung soll anschlussfähig für den sozialwissenschaftlichen Diskurs sein.

BN: Ethnografinnen sind viel langsamer als Journalisten, dafür ist aber ihre Arbeit auf eine längere Haltbarkeit hin angelegt. Das hat auch Konsequenzen darauf, was für Geschichten erzählt werden und was an einem Feld interessant erscheint.

Wie gehen Sie damit um, wenn Sie durch Ihre Teilnahme die zu erforschende Situation verändern?

SH: Diese sog. Reaktivität ist ein Problem jeder empirischen Forschung. Bei den Physikern heißt es „Unschärferelation“, bei den Umfrageforschern „soziale Erwünschtheit der Antworten“, in der Psychoanalyse „Übertragung und Gegenübertragung“. Man muss eben damit arbeiten, dass Forschungen ihren Gegenstand nicht unberührt lassen. Man kann etwa Vermutungen über die

Effekte der eigenen Anwesenheit anstellen, man muss aber auch beobachten, wie sich das Feld in Reaktion auf den Beobachter darstellt.

GB: Die Reaktion auf meine Teilnahme kann auch eine Erkenntnismöglichkeit sein. Wenn z.B. Schulkinder mir diktieren, das ich „aufschreiben“ soll, wer in wen „verliebt“ ist, dann benutzen sie mich als Instrument in ihrem Spiel und zugleich enthält diese Szene einen Hinweis auf die Bedeutung von Praktiken der Veröffentlichung in der Kultur der Kinder.

BN: Ich glaube man muss die erkenntnistheoretische Antwort, die Stefan formuliert hat, von dem forschungspraktischen Teil trennen. Natürlich beeinflusst man das Feld immer irgendwie. In der Praxis relativiert sich das offensichtliche Theater um den Beobachter meist aber recht schnell, wenn man über längere Zeit an einem Ort anwesend ist und die Leute sich an die Beobachtung gewöhnt haben. Die meisten Sozialwissenschaftler bleiben nur nie so lange, vielleicht beschäftigt Sie deshalb der Beobachtereffekt so stark.

HK: Menschen, die in eine Situation kommen, verändern natürlich eben diese Situation. Dies gilt für den Alltag, wie für die Forschung. Wichtig ist daher, wie die Teilnehmer mit dieser Anwesenheit umgehen und was sie ihnen bedeutet. Die Erfahrung zeigt, dass die Anwesenheit von Ethnografen für die Beteiligten oft gar kein Problem darstellt, sondern dass der Ethnograf nach einer Zeit des Einlebens dazu gehört. Die Idee, die Sozialwissenschaften verfügten über nicht-reaktive Methoden – so als seien wir Forscher „a fly on the wall“ und damit anwesend, aber unsichtbar und unbedeutend – mutet eigentümlich an und ist kaum haltbar.